

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Mittheilungen aus Oldenburg

Oldenburg, 9.1843 - 14.1848 [?]

No. 51, 21. December 1844

urn:nbn:de:gbv:45:1-4432

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Dreihunter Jahrgang.

N^o 51.

Sonnabend, den 21. December.

1844.

Briefe, veranlaßt durch das Jubiläum der Stadt Oldenburg.

Erster Brief.

Du hast wohl Recht, Dich zu wundern, daß das bevorstehende Jubiläum unserer Stadt so wenig besprochen wird, so wenig die Federn der sonst so schreibenreichen Oldenburger in Bewegung setzt, denn außer einigen Artikeln in den Mittheilungen und den Neuen Blättern f. St. u. L. habe ich darüber bis jetzt nichts Gedrucktes gelesen. Es ist nur zu bedauern, daß die Artikel in den Mittheilungen nicht fortgesetzt werden, da dieselben von einem Manne herrühren sollen, der durch seine Kenntnisse wie durch seine Stellung gleich befähigt und berufen erscheint, das Dunkel, das über den Ursprung und die fernere Geschichte der Stadt Oldenburg ruht, aufzuklären. So habe ich denn auch namentlich in dem 2. und 3. Artikel (in N^o 45 und 47 der Mittheilungen) manche interessante und gewiß historisch begründete Nachrichten gefunden, wenn gleich der Verfasser da, wo er zu Hypothesen zu greifen genöthigt gewesen, und namentlich in dem 1. Artikel (N^o 44) nicht glücklich gewesen zu sein scheint. Ich kann mich nämlich nicht von der Richtigkeit seiner Ansicht, daß der Lauf oder das Flußbett der Hunte bei und oberhalb Oldenburg ein künstliches sei, überzeugen. Der Verfasser will dies aus der Höhe des Flußbettes, aus seiner Lage auf der höchsten Linie der Bodenerhöhung zwischen Eversten und Osterburg schließen, und es läßt sich auch wohl nicht bestreiten, daß diese Höhe des Flußbettes eine künstliche sei, so wie

daß diese Höhe durch die Mühlen bei Oldenburg gefordert werde, allein daraus folgt nicht, daß auch der ganze Lauf des Flusses ein künstlicher sei.

Gieb mir vorläufig zu, die Hunte habe von jeher ganz denselben Lauf gehabt, den sie jetzt hat, nur daß das Flußbett und die Ufer einige Fuß tiefer gelegen, so wirst Du mir auch zugeben müssen, daß man, um das Gefälle für die Mühlenanlage herauszubringen, ein Stauwerk anlegen mußte. Sollte nun nicht das Wasser über die Ufer treten und für die Mühlen verloren gehen, mußten die Ufer soweit erhöht werden, daß die Hunte nicht in Folge des Stauwerks austreten konnte, was unter Berücksichtigung des Hochwassers im Frühjahr und Herbst nicht wenig sein durfte. Diese Erhöhung der Ufer mußte aber sich soweit hin erstrecken, als der Anstau des Wassers wirkte, und das mag immerhin eine halbe bis eine ganze Stunde Wegs sein. Damit hast Du denn auch einen über dem Niveau der angrenzenden Wiesen liegenden Fluß. Du wirst aber vielleicht fragen, sind denn die Erhöhungen zwischen denen oder auf der die Hunte fließt, nicht breiter, als die Bedeichung der Hunte fordert? Das sind sie allerdings, aber dies erklärt sich sehr leicht daraus, daß die Hunte doch zu Zeiten die Bedeichung überströmte und noch überströmte und dann in dem Grase zunächst der Bedeichung Sand- und Erdschichten absetzt, welche sie immer mit sich führt und damit ihre Ufer erhöht und sich selbst einen Damm setzt. Noch in diesem Frühjahr hättest Du dieses ganz klar hier in Oldenburg sehen können, wo das über die Wiese am Stau strömende Wasser in der Nähe der Mühle, so viel Sand abgelagert hatte, daß es fast die Grasnarbe einige Schritte weit bedeckte. Wolltest Du aus diesem ho-

hen Ufer der Hunte auf ein künstliches Flußbette schließen, so müßtest Du dieses auch unterhalb Oldenburg annehmen, wo die Hunte gleichfalls auf einem Erdrücken, auf der Wasserscheide der anliegenden Wiesen zu fließen scheint.

War erst das Stauwerk bei den Mühlen angelegt, so mußte auch mit jedem Jahre die Wassertiefe oberhalb desselben abnehmen, denn aller Sand, alles Geschiebe mußte sich dann auch so lange vor dem Stauwerke ablagern, bis es die Höhe des Fachbaums erreicht, worauf es denn durch die Mühlen- und Freischütten mit fortgeführt wurde und sich unterhalb Oldenburg ablagerte, wo es die Untiefen im Fahrwasser bildete und noch immer bildet.

Du wirst mir nun hoffentlich zugeben, daß die Höhe des Flußbettes der Hunte oberhalb Oldenburg nur eine Folge der Mühlenanlage sei und eintreten mußte, wenn auch früher die Lage des Flußbettes dort eben so gewesen, wie sie noch jetzt unterhalb Oldenburg ist, daß also daraus kein Grund für die Umlegung des ganzen Laufes der Hunte hergenommen werden könne. Ich glaube aber auch, daß der Lauf der Hunte selbst jener Hypothese widerspricht. Nimm nur eine Charte der Umgegend von Oldenburg, wo möglich eine ältere zur Hand und Du wirst finden, daß die Hunte sich in den natürlichen Schlangelinien ganz von Kreienbrück bis nach Oldenburg hinzieht, was ganz gegen eine künstliche Umleitung der Hunte spricht, da man vor 1000 Jahren doch gewiß eben so gut wie jetzt gewußt hat, daß man mit weniger Mühe und Kosten auf geradem Wege die Hunte nach Oldenburg leiten kann als in vielen Krümmungen. Zugabe will ich allenfalls, daß die Hunte früher neben Oldenburg einen andern Lauf gehabt, und etwa von der Brücke beim Prinzen-Palais an sich nach dem Delfestrich hingezogen habe, denn der Lauf derselben von da an bis zum jetzigen Zusammenflusse mit der Haaren scheint mir ziemlich unnatürlich zu sein und nur die Befestigung der Burg zu bezwecken.

Ob das hinter den Häusern an der Huntestraße befindliche, in den Delfestrich mündende Gewässer den Rest des ursprünglichen Huntebettes oder ein alter Festungsgraben sei, wage ich nicht zu entscheiden. Daß aber das Gewässer unter der Cäcilienbrücke das alte Flußbette der Hunte oder eines Armes derselben sei, will mir um so weniger einleuchten, als für diese Annahme kein positiver Grund spricht und die Entstehung desselben auf andere Weise sich sehr leicht erklärt. Denke Dir nur die Wiesen ober- und unterhalb des Damms, als das, was sie früher waren, als eine große sumpfige Wiesenfläche. Durch diese wird nun der Damm gelegt, dessen Namen seine Bedeutung, seinen Zweck deutlich genug beweist. Die Wiesenfläche oberhalb des Damms, die auf dieselben fließenden Bäche und Zuleitungen von der Dösterburg w. sind durch die Bedeichung und den Aufstau der Hunte von der Abwässerung in dieselbe ausgeschlossen, müssen also durch eine Brücke im Damme nach dem untern Theile der Hunte

abwässern. Wie heftig nun unter dieser Brücke die Strömung werden kann, wenn nach starkem Schneefall rasches Thauwetter eintritt, wenn vielleicht die Hunte die Deiche überflüthet, hat erst neuerdings die Erfahrung gezeigt, und wenn damals die Strömung das Bette unter der Brücke vertiefte, so kann man es gewiß nicht auffallend finden, wenn im Laufe der Jahrhunderte sich eine Art Flußbette vor der Brücke und unterhalb derselben bis an die Hunte bildete. Wäre dies Flußbette nicht so entstanden, wäre es das alte Bette der Hunte, so müßte sich dasselbe auch weiter aufwärts verfolgen lassen, was indessen nicht der Fall ist. Ueberdies war früher an der oberen Seite des Damms, in der Nähe des neuen Bibliothekgebäudes, eine Schanze mit breitem Graben, der auch auf die jetzige Gestaltung des dortigen Terrains Einfluß gehabt haben mag.

Doch ich habe wohl schon zu lange über diese an und für sich ziemlich müßigen Fragen geredet, und will nur noch hinzufügen, daß es mir wahrscheinlicher scheint, die oldenburgischen Grafen hätten die Landzunge zwischen der Haaren und Hunte fast früher an der oberen Seite gegründet, und dahin wegen der verhältnismäßig sicherern Lage ihre Burg gebaut, als daß sie erst die Erdzunge gebildet hätten, um ihre Burg dahin zu bauen, weil das Terrain sumpfig, also abgesehen von der Lage zwischen den beiden Flüssen, nicht besonders günstig für eine derartige Anlage sein mochte.

Nächstens vielleicht ein Mehreres über unsere Stadt und ihr Subitäum von

Deinem

†.

Hübner's schlesische Weber.

Ein Zeitbild für Gegenwart und Zukunft.

Wie es Worte giebt, welche Thaten sind, so giebt es Bilder, welche Geschichte machen; nicht Kunstgeschichte, sondern Geschichte der Menschen. Ein solches haben wir vor uns und zwar ein Bild, besetzt vom ächten Genius der Malerei und zugleich angehaucht von dem prophetischen Geist, welcher das Bild hinstellt als eine Warnungstafel, als ein Zeichen der Zeit. Dieser Genius hebt den Finger auf und ruft: hütet euch! und sorget, schafft, rettet! — da es noch Tag ist! es kommt die Nacht, wo niemand schaffen kann!

Wir stehen in der Vorhalle eines reichen Fabrikherrn, welcher den armen Webern ihr zum Verkauf gebrachtes Leinen (gewebt aus dem von ihm gelieferten Garn) mit Spottgeld bezahlt, ja ganz zurückwirft, indem er auf ein solches Stück Leinen den Stempel drückt, der es brands

markt. Dieser Stempel ist nun ein die Waare schändender Fluch; er sagt: mehr ist sie nicht werth! mehr darf nicht dafür gezahlt werden! — Und der Bund der Fabrikherren, welcher sich zu solchem Tyrannen-Cartel verschworen, rüft im Chor nach: »euer Werk ist schlecht! wir können es nicht brauchen!« — Das also der Bescheid auf die Anstrengung von Monaten? auf Tage und Nächte voll Sorge und schwerer Arbeit, gezeichnet mit Entbehrung und Noth, wie nun das Leinen mit diesem Zeichen der Schmach —? Auf allen Gesichtern der Weber Entrüstung, Schreck, Zorn, Schmerz, Verzweiflung. — Ihnen gegenüber steht der Fabrikherr, ein geldstolzer, breitbauchiger, massiggewaltiger Mann, aus dessen kräftigen Miene die harte Gesinnung des herzlosen Speculanten redet. Wie er in seinem gelben, bequemen, seidengefütterten Paletot sich nachlässig halb gegen die Weber undreht, läßt er aus der linken Hand das verschimpfte Leinen zur Erde fallen, mit der fleischigen Rechten drückt er die Falten eines andern auf dem Tisch liegenden Stücks zusammen. Vor ihm auf dem Fußteppich ruht ein Windhund; hinter ihm steht ein hagerer, gierig schlauer Commis, welcher mit eingezogenem Munde ein ihm vom Weber vorgelegtes Leinwandstück durch die Loupe betrachtet, um das Gewebe auf's Schärffste zu controliren. Ueber die Tische, welche mit schönen bunten Decken prangen, steht man in ein elegantes Comptoirzimmer hinein. Von rothen Damasttapeten wird ein üppig behaglicher Schimmer auf alle Gegenstände reflectirt. Wir sehen die Büste des Königs, reiches Hausgeräth im Rokoko-Styl, an der Wand hängen Bilder, Uhren, auf dem Schrank stehen geschmückte Vasen. Ein Handlungsdiener sitzt, die Feder hinterm Ohr, am Schreibtisch, der Gehülfe trägt ein Stück Leinen auf der Schulter fort. In der weiten Thüröffnung zu diesem Zimmer lehnt ein junges Büßchlein, fast mädchenhaft rosenwanzig mit glattgeschritteltem Haar, in der einen Hand eine brennende Cigarre, die andere spielt mit der Reitpeitsche. Er schaut so gedankenlos unbekümmert vor sich hin, als gäb' es keine Weber und kein Glend in der Welt. Was um ihn her vorgeht, sieht er gar nicht. Er kommt eben vom Spazierritt, hat gut gekostet, speiset Mittags Pastete und trinkt Champagner, denn Papa führt einen guten Weinkeller; heut Abend geht er auf den Ball. Wo ist da Unglück? Was geht ihn das gemeine Volk an? Papa ist ein kluger Mann, der sich von dem Gesindel nicht betrügen läßt. Scheint diesen Leuten das Geld zu wenig, so mögen sie doch ihre Waare behalten! Wer zwingt sie denn? — Dieser liebe Junge gehört in die Classe der Unwissenden, welchen das Volk und seine Zustände, obgleich ihnen vor Augen stehend, ewig Geheimnisse bleiben; wie jener unglücklichen Königin, die ganz unbefangen sagte: »die Leute klagen, sie hätten kein Brod! Warum essen sie denn nicht Pastetenteig? Ich habe neulich ein Stück versucht, es schmeckt ganz gut.« Man hat ihr dieses Wort sehr übel genommen, ja zum Verbrechen ausgedeutet; zum Hohn über das unglückliche

Volk. Daran dachte sie nicht, sie wußte nicht, wie arm das Volk war, wie es hungerte und fror; sie hatte nie in ihrem Leben gefroren und gehungert. Aber hätte sie, die Königin des Volks nicht den Verstand haben müssen, des Volkes Glend zu begreifen? nicht so viel Herz, sich um möglichste Linderung desselben zu bekümmern? — Allerdings! Aber war sie dazu herangeführt, dazu erzogen worden? — Wird dieser junge heranwachsende Fabrikherr belehrt, daß er, der Erbe von seines Vaters Reichthum, künftig das arme Webevölk nicht drücken, nicht schinden dürfe, nicht solle? — Mit nichten! — »Das Volk ist Gesindel, das muß arbeiten, gleichviel, ob es dabei hungert! man kann ihm nicht helfen! es sind zu viele! mögen sie sehen, wie sie fertig werden!« — Ja, das werden sie endlich sehen und ihr werdet es auch!

Diese Repräsentation der Macht, des Reichthums und Wohllebens, das Walten der Willkür und Herzlosigkeit steht links im Bilde. Hier ist das Motiviren des Drama, welches sich vor uns entwickelt, die bewegende Ursache. Rechts davon, in der Mitte des Bildes haben wir die Wirkung, wie sie bei den Webern sich äußert. Eine Frau, die wahrscheinlich beim Niederlegen des Leinens auf die Steinplatten gekniet hatte, sinkt, von dem harten Verfahren des Fabrikherren schwer getroffen, zurück an ihren Mann, während sie von ihrem Kinde ängstlich umklammert wird. (Daß sie vor Schreck hingestürzt, gar in Ohnmacht gefallen sei, möchte ich nicht annehmen. Wie kümmerlich gerade Weber auch leben, das in Ohnmacht fallen ist für sie gewiß zu vornehm.) Ihr Mann, zum gerechten Zorn aufgeregt, ein kräftiger Bauer mit edlem klugen Gesicht, streckt die Hand aus gegen den Gewerbyrannen: »Wie dürst ihr uns das thun?« — Er steht da wie Tell gegen den Geßler. — Hinter diesen treffen wir eine ganz in die äußerste Tiefe des Raumes gestellte Gruppe; zwei Greise, eine alte Frau, ein armer stumpfsinnig blickender Junge mit blöden, von der staubigen Weberei fast erblindeten Augen, welcher auf seiner Hand der Mutter ein paar Thaler hinzeigt. »So wenig Geld für unsere saure Arbeit! für den mühselig gebühten Erwerb während der harten Wintermonate, wo unser Ofen oft kalt, unser Heerd ohne Feuer, Kartoffel mit Salz unsre Nahrung war!« — Die Mutter: »Gott mag es ihnen verzeihen, wenn er kann!« — Die beiden Greise: »Und uns mag er helfen in unserer Noth!« — Auf diese Hülfe wollen aber zwei andere Männer nicht warten, welche die Halle verlassen. Beide gehen mit gefüllten Säcken über die Schultern — man hat ihnen ihr Gewebe, wahrscheinlich auch gestempelt, ebenfalls zurückgewiesen. Der Eine mit aufgehobener Hand sagt zum Andern, den er forzieht: »Das kann so nicht länger gehn! Da muß ein Gericht kommen von oben!« Dieser Andere mit gesenktem Haupt, verbissenen Zorn auf der Lippe, Wuth im Auge, faßt in dem Moment den Gedanken an Rache und Vergeltung. Die geballte Faust sagt: »so kann es nicht bleiben! Wartet nur!« — Ganz rechts

im Vordergrund auf dem Kasten sitzt ein alter weißhaariger Mann, dem sich eine junge Frau auf die Schulter lehnt. Aus seinem gutmüthig redlichen Gesicht lesen wir den Gedanken: »Mein! das hätte ich doch vom Herrn Z. nicht gedacht! So arg sollt' er es mit uns armen Leuten doch nicht treiben!« — Die junge Frau, wohl seine Tochter, blickt ängstlich gespannt mit weinendem Auge auf die Mittelgruppe hin; ein kleiner Knabe, den der Alte zwischen seinen Knien hält, ebenso; aber in seinem Gesicht zuckt ein ängstlicher Zorn, als sähe er plötzlich ein Ungeheuer, von welchem seine kindliche Unbefangenheit bisher noch keine Ahnung gehabt. — Das sind die Freuden und Spiele seiner Kindheit. In solchen Scenen wächst die junge Generation auf. Zu welchen Empfindungen, Eindrücken und Entschlüssen!

Alle diese Personen bilden zusammen eine große, gut aneinander hängende, gut aneinander getheilte Gruppe. Die Harmonie des Ganzen in Bewegung und Farbe ist bewundernswürdig, die Zeichnung gut und jedes Einzelne mit einer so fleißigen Sauberkeit gemalt, wie sie nur einem tüchtigen Künstler gelingen kann. Die größte Ehre aber macht ihm die Idee selbst und ihre geistreiche Auffassung. Kopf und Herz haben dabei ihr Bestes gethan. Und wie betäubend auch der Eindruck dieses Jammers; es tritt uns nichts Unschönes, nichts in äußerer Form Widriges, nichts Gemeines entgegen. Alles ist künstlerisch edel und in den Grenzen des Schönen gehalten, welches ohne Widerrede die ewige Aufgabe der Kunst bleibt. Selbst der geldstolze, hochmüthige Fabrikherr, wie sehr wir ihm auch gram sind, steht doch als eine in ihrer Art tüchtige, charaktervolle Persönlichkeit da. Seltsam genug wollten die meisten Beschauer in ihm ein ihnen bekanntes Gesicht wieder finden; einer dieses, der andere jenes. Es liegt in diesen Zügen eine so allgemein gültige Wahrheit, daß jeder ihr schon irgendwo begegnet zu sein glaubte. Liegt darin nicht ein sehr bedeutendes Lob für den Künstler? — und wie mächtig wirkt im Contrast gegen ihn die markig derbe Gestalt des Landmanns, welcher in heißglühender Entrüstung ihm sein schweres Unrecht vorhält!

Hübner hat das Bild vor dem Ausbrechen jenes unseligen Weber-Aufsturus gemalt; er hat das schneidende Glend der bedauernswerthen Menschenclasse geschaut, und seinen Beruf als ein mit ächter Kunstweise begabter Seher bethätigt, indem er diese Zustände hinstellte, eine Warnungsverkündigung dessen, was aus ihnen hervorgehen werde, hervorgehen müsse.

Es ist viel bei uns hin und her gestritten worden, ob dergleichen Zustände einen Gegenstand für die Malerei darbieten? Man hat gefragt, wo denn eine Auflösung des Conflicts zu finden sei? auf welche Weise sich an die Darstellung des Leidens die auch nothwendige Veruhigung wegen seines Aufhörens anknüpfen lasse? und wo die Veröhnung herkommen solle, welche man doch als letztes Ziel und erstrebten Zweck jeder dramatisch gedachten und hingestellten Verwirrung in den Bewegungen der menschlichen Gesellschaft zu fordern berechtigt sei? — Was jene erste Frage betrifft, so scheint mir wenigstens unatweislich entschieden, daß menschliche Zustände, so weit sie bildliche Darstellung erlauben — nur müssen sie das Gefühl für Schönheit, Sittlichkeit und Schicklichkeit nicht beleidigen — gewiß immer als eine richtige und würdige Aufgabe der bildenden Kunst gedacht werden können. Auch das Uebel, das Laster, die Noth, Verderben, Untergang und Vernichtung dürfen davon nicht ausgeschlossen sein. Wie ließe die Kunst sich in so enge Grenzen bannen! — Ist die Gruppe des Laokoön nicht ein ächtes, wahrhaft großes, würdiges Kunstwerk? Gehören Schiffbruch, Schlachtgewühl, Feuersbrunst und Sündfluth nicht in das Gebiet malerischer Darstellungen? Warum sollte die Noth einer Menschenclasse, die Bedrängniß eines Volkstammes daraus hinweggewiesen sein? — Etwa weil wir nicht sehen, wo dies Leiden enden könne? wie ihm Abhilfe zu schaffen sei? — Eine Auflösung des grauenvollen Räthfels, nach welcher ihr fragt, seht ihr doch wohl nahe genug angedeutet in dem Grimm und Groll der beiden fortgehenden, an den Rand der Verzweiflung getriebenen Weber. — Eine schöne Auflösung! welche Aufruhr, Brand und Mord in der Ferne zeigt! — Ja, kann denn aus dem übergewaltig Schlimmen so gleich ein befriedigend Gutes entstehen? — Die Nothwendigkeit, die Rathlosigkeit führt zum Aergsten. — Eine bittere, traurige, erschreckende Wahrheit! — Aber eine Wahrheit doch. Wir haben es ja gesehen. — Saget nicht: diesem Glende sei nicht zu helfen! man könne das Uebel nicht bezwingen. — Ihr fordert damit ja die furchtbare Antwort heraus: »So? Ihr könnt nicht? Das heißt, ihr wollt nicht. Oder ihr könnt wirklich nicht. So müssen wir uns selbst helfen!« — »Das dürft ihr nicht, das sollt ihr nicht!« — Ja, damit läßt die Verzweiflung sich nicht abweisen, nicht besänftigen; sie greift in ihrer wüthigen Angst und Noth zum nächsten Mittel, sei es auch das schrecklichste, und schlägt zu. — Darauf folgt denn freilich eine noch schlimmere Reaction. Gewalt über Gewalt. Und die Macht behauptet das Schlachtfeld. Ist aber das ein Sieg? — Mich dünkt, wo die Regierung den Untertan erschlagen muß, um ihn still und unschädlich zu machen, wäre es eher eine Niederlage zu nennen. Und wie oft kann dieser Ausgang sich wiederholen? Mit Bajonetten und Kanonen lassen die Aufrehrer sich allerdings zu Paaren treiben. Das gelingt einmal, zweimal dreimal. Aber auch das viertemal? — Seid ihr eurer

Soldaten immer gewiß? Wenn die nun auch einmal bedächten, gegen wen sie geführt würden und warum, und den Gehorsam verweigerten? — »Dergleichen soll man nicht sagen!« Also ihr wollt blindlings in den Abgrund hinein, der sich dort aufthut? — Ist er etwa nicht da, weil ihr ihn läugnen möchtet oder die Augen verschließt? — Aber hinter dieser gewaltsamen verderblichen Auflösung muß doch noch eine andere bessere liegen, sonst bleibt ja das Mittel schlimmer als die Krankheit, sonst kommen wir ja zu keiner Veröhnung! — Die ist am Ende nur bei jener hohen Macht zu finden, zu welcher die weinenden Augen der beiden Greise hinausschauen. — Aber die Heilung, der Lohn des Gewerbs, der Segen des Wohlstandes, sie fallen doch nicht so vom Himmel herab. — »Man kann die Leute doch nicht alle reich machen, kann reichlichen Verdienst, genügende Preise doch nicht herzaubern, wenn der Handel stockt, wenn fremde mächtigere Industrie die einheimische überflügelt und den Werth der deutschen Waare unvermeidlich herabdrückt!« — Nein, im Augenblick, wo die Noth hereinbricht, wo sie ein Riesengeschäft darstellt, kann man sie nicht mit einem Handstreich wegschaffen. Aber vorher zur rechten Zeit aufmerken, von weitem her sorgen und handeln, das kann man, das soll man. Die Regierungen sind doch nicht bloß da, um den jetzigen Augenblick zu greifen, sie sollen die Zukunft ins Auge fassen, und mit redlichem Willen, mit Anstrengung der ihnen zu Gebote stehenden Kräfte für die kommenden Jahre arbeiten. Das ist ihre Aufgabe, welche täglich ernster und schwerer wird. Darum bei Zeiten gethan. Alle die Tage, welche jetzt veräunnt werden, wachsen uns schrecklich über den Kopf. — Der Brand in Schlesien war lang vorher gesehen. Was hat man gethan, ihn zu verhüten? — Da ging das Haus in Flammen. Die Glut ist zwar für den Moment unterdrückt, aber sie glimmt in der Asche fort, und jeder nächste Windstoß kann sie wieder aufjagen.

Starklof.

Die Neue des Verblendeten.

Wahr ist es! man denkt nicht immer gewissenhaft, wenn man spricht. Zumal wenn das Gefühl den Verstand benebelt, wenn man die eigene Aeußerung in denen Anderer wiederfindet, da meint man, das sei unwiderleglich richtig, und Jeder ein Dummkopf, der dagegen was aufzubringen versuche. Ich bin in diesem Falle und bereue es, wahrlich! aufrichtig, was ich irrig genug und in leidenschaftlicher Hitze gewiß zu zwanzig, auch dreißig meiner Mitbürger, ja zu Jedem, der mir in den Weg kam, gesprochen habe. Ich möchte es gar zu gern wieder gut machen und Jedem

jener Mitbürger sagen: Ich bin verblindet gewesen, als ich damals so sprach, ich überlegte nicht, ich sprach in der Hitze der Leidenschaft, jetzt bin ich ruhiger, abgekühlt und will Euch sagen was ich meine. Das möchte ich Jedem recht laut sagen, um mein Gewissen zu beruhigen. Wie kriege ich sie nur aber alle zusammen? Wer waren sie denn alle? Ich habe es vergessen. In dieser Noth vertraute ich mich meinem Rathgeber K. — Du mußt es in den »Mittheilungen« drucken lassen! entgegnete er mir. Drucken! ich erschrak gar sehr. Das Schreiben ist von jeher nicht meine Sache gewesen, und nun vollends drucken! vor allen Lesern mit meiner Unbehilflichkeit mich preisgeben! Ich kam aber doch wieder zum Nachbar. Wollt Ihr so gut sein mir's durchzusehn, zu corrigiren, so einzurichten wie die Gelehrten schreiben und sich ausdrücken? Er übernahm es. Eine ganze Woche hatte ich mühselig daran geschrieben, in einer halben Stunde hatte K. — es fertig gemacht. Er strich hier einige Worte aus, setzte dort eins und anderes zu, verbesserte die Fehler und so sah es nun freilich ganz anders aus. Es gefällt mir selbst und meine Meinung ist in jeder Zeile so geliebt, wie sie's ist. Werden Sie es nun so abdrucken lassen wollen, hochgeschätzter Herr Redakteur? das ist noch die Frage und macht mich wieder besorgt. Ich versuche es indessen in Gottes Namen:

Im vorigen Monate war ein Vortrag angekündigt, über Religionsangelegenheiten, den ich mit mehreren Bekannten, die mir zuredeten, auch anzuhören gedachte. Es war ein Oldenburger, Namens Böbbelen, den ich nicht kannte, der uns Dinge erzählte, die ich zum Theil gehört, aber nie geglaubt hatte. Von den »protestantischen Freundsdena« hatte ich nicht einmal sprechen gehört. — Ich bin noch so in der alten Art, wie zu meiner Zeit, bin nicht mit der Zeit fortgeschritten, liebe und ehre Gott, den allweisen Vater der Menschen, über Alles, den Erlöser fast eben so sehr, jeden guten Menschen von ganzem Herzen, gehe mit Andacht jeden Sonntag in die Kirche, schlage mit Ehrfurcht die Bibel auf und lese oft ein und anderes Capitel darin, spreche aber nicht gern mit andern von allen diesen Sachen, nicht aus besondern Gründen, sondern weil mir ist, als müßt ich nur mit Gott recht würdig davon sprechen können, seitdem meine Mutter bei ihm ist. Sie werden lachen und mich bei meinen 44 Jahren für kindisch halten, ich schäme mich auch etwas, aber ich kann nicht anders und das ist denn auch wohl eine Hauptursache weshalb ich nicht gern davon spreche.

Da fuhr mir nun des Blaufärbers verkehrte Predigt mit Schrecken in die Glieder. Hageldicht kam's Schlag auf Schlag und warf mir Alles in den Graben was ich mit höchster Verehrung anzusehen gewohnt bin und über Alles liebe und anbete. Ich mag's nicht sagen wie mir zu Muth war, aber böse war ich, grimmig böse! die Andern waren's auch, wir hätten dem Manne ein Leids anthun können, und wo ich seitdem einen Bekannten auf der Strafe begegnete, da fragte ich noch grimmig: Haben Sie

den Nöbbeleu gehört? und erzählte und schimpfte und nahm's auch nicht so genau mit dem Erzählen, wer kann das auch wenn er böse ist!

Vor bald vierzehn Tagen kehrt mein Nachbar R. — aus Hamburg zurück; ich gleich hinüber und erzähle ihm von der neuen Aufklärung und dem Blaufärber und von den »protestantischen Freunden« — er hört mich an und sagt: Ganz so wird's wohl nicht gewesen sein! was die protest. Freunde sind, was sie wollen, weiß ich. Du wirst im Irrthum sein. Sehr verdrießlich über so grobe Abfertigung, kehre ich ihm den Rücken und will nichts mehr mit dem Menschen zu thun haben. Nach einiger Zeit kommt er Abends zu mir herüber und fragt: Bist Du mir böse Nachbar? — Ja! sagte ich — geh! ich habe nichts mit Dir, wir sind geschiedene Leute. — Er aber nimmt einen Stuhl, setzt sich zu mir und spricht: Ich habe da aus dem Buchladen Etwas mitgebracht und zwar für Dich, höre' zu! »Es ist der vernunftwidrige und gotteslästerliche Wahnglaube an eine Gottheit Jesu!« Was? rief ich aus, das hat ja eben der Nöbbeleu auch gesagt! — »Dahingegen war die Moral oder das Tugendbild Jesu bei seinen Bekennern stets ein liebliches Gottesfeuer, woran sich das Gemüth erwärmt, wenn die eifrigen Schauer irdischer Trübsal es umbrauseten, wenn Kummer die Seele belastete und wenn es galt, sich als den ächten Jünger des großen Meisters zu zeigen. Selbst bei den Bekennern anderer Lehren erregte die, aus diesen Motiven hervorgehende, Denkart und Handlungsweise Achtung und Bewunderung und wurde dadurch die Grundlage der sittlichen Entwicklung und höheren Erleuchtung der gesammten Menschheit« — das will ich meinen! — Unterbrich mich nicht! — »unsern Herrn, auch dafür erkenne ich ihn nicht an, sondern für meinen lieben Mitsbruder, für meinen Lehrer und für mein Vorbild auf dem Wege der Tugend.« Ich bitte dich, was ist denn das für eine Schrift! — Lies sie selbst! gute Nacht! — Damit ging er fort und ließ das Heft auf dem Tische liegen.

Sonderbar! Ich nahm das Heft zur Hand: »Grundwahrheiten der christlichen Religion« die kenne ich ja! und da hiesse es denn wie hier — nimmermehr! »von den spätern ihr beigefügten irrigen Sätzen zu läutern« — was? die Lehre Jesu wäre von spätern irrigen Sätzen verfälscht worden? davon habe ich ja nie was gehört! So las ich fort, leidenschaftlich bewegt, bis zu Ende, die Nacht habe ich nicht geschlafen, aber am Morgen war ich schon frisch beim Nachbar, der mich belehren sollte, zuerst über die spätern Sätze, und wie denn so ein Wort das andere giebt, so lasen wir das Heft mit einander und ich gestehe, daß ich mich seitdem meiner ersten gehässigen Uebereilungen von Herzen schäme. Was mir je theuer, was mir heilig war, ist es mir auch jetzt noch, aber ich sehe es reiner, klarer, und es ist mir, wie man sagt, ein Licht aufgegangen.

Der Nachbar beklagte gleich zuerst recht schmerzlich, daß

die Lehren der christlichen Kirche in den Händen herrschsüchtiger Priester sein mußten und daß diese Kirche im vierten Jahrhundert die herrschende wurde, wodurch es jenen gewissenlosen Pfaffen leicht wurde, die reine Lehre Jesu mit ihren Sätzen zu verunreinigen und als einzige Ausleger des Evangeliums daraus zu machen was sie wollten und was ihnen Macht gab über die Gewissen, Leib und Leben und Eigenthum aller Christen, aller Betrogenen. Was mir aber ein unlösbares Räthsel bleibt, ist, daß wir Protestanten uns noch dieser Macht katholischen Gewissenszwanges unterworfen halten und die auf katholischen Concilien decretirten Menschenfügungen heilig halten. Unsere symbolischen Bücher sind ein Denkstein auf dem Wege, auf dem die Reformation stehen geblieben und ihr Werk im Stiche gelassen hat, indem man sich zu spät besann, daß wir das Evangelium haben und ein Symbolum des Symbolums sehr unnötig ist.

Wahr ist es, daß man heut zu Tage allerlei Zweifel gegen Bibel, Glaubens- und Kirchenlehren laut, viel lauter ausspricht als in meiner Jugend, wo man sagte: »Schweige! man muß Niemand Aergerniß geben!« Wahr, daß man tausend Dinge verispottet, die von der Kanzel gepredigt werden und daß man seltener in die Kirche geht — und sehr wahrscheinlich, daß es nur daher kommt, daß die Kirche tausend Dinge zur Religion rechnet, die der große, edle Stifter des Christenthums nicht billigen würde und die vor dem höchsten Gut der Menschheit, der Vernunft und dem graden Menschenverstande nicht bestehen können. Wahr, daß es unvernünftig, kindisch und läppisch ist, weil Gott, der Schöpfer und Erhalter aller Welten, uns Menschen unerforschlich bleibt, alles Unvernünftige der Bibel und Kirche eben so unerforschlich sei und darum doch gläubig angenommen werden muß, wie Alles was einer Versammlung Pfaffen zu decretiren beliebt. Wahr, daß ein Buch an sich nicht heilig sein kann und daß die Bibel ausführlich Alles was Menschen heilig sein muß, aber auch sehr viel Unwahres, Unwürdiges, Sittenloses enthält und es darum hohe Zeit wäre sie zu reinigen. Wahr, daß es eine sehr verderbliche Annahme der Halbklugen ist, wenn sie fordern, »man solle den Schwachen kein Aergerniß geben.« Wer sind denn diese Schwachen? Die vom Volke etwa und die Leute wie ich, denen man erst die Unvernunft einimpfte und sie, als die »Schwachen« mit Mühe und Sorgfalt dabei erhält, damit sie »ruhig« bleiben? Hat denn der Weltheiland, der Erlöser von Irrthum und darum von Sünde, die höchsten Wahrheiten nicht gerade dem einfältigen Volke gepredigt? Leset doch Matth. am 11. V. 25. und Luc. am 10. V. 21. wie der größte Weise auf Erden spricht aus der Fülle erhabenster Gefühle. Wie fühle ich's tief im Herzen, daß ich besser geworden bin, seitdem deutlicher einsehe was mir vorher verdummt war, wie ich jetzt zu ihm, dem Einzigen der heilig ist, dem Allheiligen wärmer, glühender, wahrer bete! Gott vergelte es meinem lieben Nachbar!

Wenn ich die Schrift des braven Röbbelen zur Hand nehme, so ist immer Eins und Anderes, manches einzelne Wort, was meinem dunkeln Gefühl nicht ganz entspricht, wenn gleich ich es nicht deutlich zu denken vermag. So ist der Titel der Schrift, den ich anders gewählt hätte, so hie und da ein Wort etwas härter ausgesprochen als das reizbare Gefühl der Dankbarkeit für die unaussprechlichen Segnungen des erhabenen Jesus von Nazareth es unbedingt billigt. Aber freilich rechtfertigt er sich über manche Härten seiner Schrift auf der 29. Seite und mag Recht haben. Mir ist nicht gegeben darüber zu entscheiden; bin ich denn nicht auch einer der »Schwachen« die man an der Nase zu führen sich berechtigt findet, wie der Kaiser Napoleon gesagt hat: »die Religion ist immer zu was gut, sie ist ein Zaum des Volks.« Er war ein großer Kaiser und mußte wohl wissen, was er sagte, aber ich denke doch, er sprach nur so als solcher und meinte für Religion die Kirche. Am Ende braucht man ja auch nicht Alles zu glauben, weil es ein Kaiser sagt.

Wem ich jedoch aus tiefstem Herzen dankbar bin, das sind die »protestantischen Freunde.« Die Milde, Wahren, die Niemand verletzen, die Nichts niederreißen, nur sich mittheilen und aufbauen und aufklären wollen; falle dann von selbst durch das Sieb, was Spreu ist! D leset doch ihre »Blätter für christliche Erbauung« und besonders ihre »Mittheilungen für protestantische Freunde« die dabei ausgegeben werden. Fragt Euch dann ob sie in Wahrheit fromm sind? Ob es eine wirkliche Vernunft giebt die nicht fromm macht? Ob es eine Christenpflicht ist, frömmere als fromm zu sein?

G. —

Mein guter Nachbar fordert von mir eine Empfehlung seiner obigen Zeilen. Ich kann dazu Nichts sagen als daß er auf Kosten seines naiven Menschenverstandes mit zuviel Ehre erweist. Die »Protestantischen Freunde« verehere ich wie er, und wenn der Herr Röbbelen nicht ein neuer Apostel sein will, sondern, wie ich ihm fest vertraue, in Eöthen innig erwärmt ward für Wahrheit und Glauben und aus unwiderstehlichem Drange seine Mitbürger auch so innig erwärmen wollte, so ehre und schätze auch ich ihn hoch.

Was aber mein Nachbar noch nicht wissen konnte, ist die gestrige, in unsern so aufgeklärten Ländern so höchst merkwürdige Begebenheit, daß es einer Partei im Consiistorium gelungen ist, durch auffallende Mehrheit der Stimmen Röbbelen's Schrift zu verbieten, die die Censur passiert hatte, und alle Exemplare im Buchladen mit Beschlagnahme zu belegen. Schon werden heute die bereits früher ausgegebenen Exemplare mit Eifer in der ganzen Stadt gelesen und gehn von Hand zu Hand. Das mag denn auch wohl

die gute Absicht bei dem Verbot gewesen sein, was mit Dank zu erkennen ist.

Oldenburg, Dec. 1844.

R. —

Ein Gespräch.

A. Unerhört! Also confiscirt sagen Sie?!

B. Erst mit Beschlagnahme belegt, und dann confiscirt.

A. Aber durch wen?

B. Ja das ist's eben. — Die Schrift war von der Censur freigegeben. — Die Ober-Censurbehörde vielleicht —

A. Aber haben wir eine solche?

B. Allerdings! lesen Sie nur im Staatskalender S. 132 unter b und d.

A. Von der ist es wenigstens nicht ausgegangen. Vielleicht ist es in einem Proceß durch Urtheil entschieden. —

B. Ich habe von einem Proceß Nichts gehört. Ein Richter möchte auch bei der Sache in Verlegenheit gerathen sein, denn der kann nur nach Gesetzen entscheiden, und ein Gesetz, welches hier zur Norm dienen könnte, ist mir nicht bekannt.

A. Also ohne Gesetz!

B. Das wage ich nicht zu behaupten.

A. Ist es denn etwa verboten, seine Ansichten über Religion drucken zu lassen? — Kann es verboten sein? Ist nicht der Büchermarkt mit Andachtsbüchern aller Art überschwemmt?

B. Aber der Inhalt, lieber Freund, der Inhalt!

A. Die freie Forschung darf vor ihren Resultaten nicht zurückschrecken. — Das, was ich als wahr erkannt, muß ich aussprechen, schreiben, drucken dürfen, vorausgesetzt, daß die Rechte eines Dritten nicht gekränkt werden, d. h. meine Schrift darf keine Verläumdungen oder Herabwürdigungen von Personen oder Staatsanstalten enthalten. Wenn ich mich in den Grenzen wissenschaftlicher Discussion halte, und das thut die confiscirte Schrift, so muß mir Alles zu sagen gestattet sein, oder

B. Aber Welter, wenn nun das Vorgebrachte albern, unschön ist

A. Die Polizei hat mit der Aesthetik Nichts zu schaffen, — das Publikum ist Richter und wird sicheulich das Alberne, Unschöne verdammen, d. h. nicht kaufen, nicht lesen. —

B. Aber Sie selbst sind ja der Ansicht, daß Staatsanstalten nicht angegriffen, nicht herabgewürdigt werden dürfen — rechnen Sie denn die Religion nicht zu den Staatsanstalten? —

A. Bei Leibe nicht! — Zuwörderst müßten Sie doch sagen: die Religionen. — Doch das führt zu weit. —

Und selbst wenn auch die Religion eine Staatsanstalt genannt werden könnte, ein Angriff mit den Waffen der Theorie bliebe stets erlaubt; wie stände es sonst um den Fortschritt? Verboten könnte nur eine Herabwürdigung sein, und davon hält sich die Broschüre fern.

L i t e r a t u r.

Wöchentlicher Literatur- und Kunstbericht von Oswald
Marbach.
(Schluß.)

»Der Herausgeber hat diese Tendenz schon seit längerer Zeit verfolgt, und darf sich daher gegenwärtig, wo er für sein Unternehmen des öffentlichen Vertrauens bedarf, wohl auf seine bisherige literarische Thätigkeit berufen. Mit Strenge und selbst mit Härte, hat er sich den Verkünder der Gegenwart entgegengeworfen, so wie er das Treffliche, Bleibende, wahrhaft Fördernde stets mit Begeisterung anerkannt hat. Niemand aber wird ihm den Vorwurf machen können, daß er sich in seinem Urtheile jemals durch Persönlichkeiten und Privatverhältnisse habe bestimmen lassen. Stets hat er die Principien dessen dargestellt, aus denen sein Urtheil hervorging, und diese Principien sind die der Philosophie des 19. Jahrhunderts. Viele und renommirte Schriftsteller haben an ihm einen Gegner gefunden, aber da er sich stets nur ehrlicher Waffen gegen sie bedient hat, so darf er selbst von seinem Gegner Achtung erwarten, denn die Härte der Ueberzeugung verlegt wohl, aber sie beleidigt nicht; wenigstens nicht den Besonnenen, der sich über thörichte Eitelkeit zu erheben vermag.«

Die Einrichtung des Blatts ist folgende: In der Regel beginnt jede Nummer mit einer ausführlicheren Besprechung eines oder mehrerer bedeutender Werke, dann folgt eine unter Rubriken geordnete Uebersicht der Novitäten der letzten Woche und endlich ein Feuilleton, welches Notizen über Gegenstände der neuesten Literatur mittheilt, auch monatlich ein Verzeichniß der jüngsten Recensionen in den angesehenen kritischen Journalen.

Wöchentlich erscheint ein Bogen in kl. 4. zuweilen mit einer Beilage. Der Preis des Jahrgangs ist 2 \mathcal{F} und wird er dafür von der Schulzischen Buchhandlung hier geliefert.

A n t w o r t.

Auf die »bescheidene? Anfrage eines Protestanten« in N^o 48 dient hiermit zur Auskunft, daß mir ein Resultat

der Untersuchung über den beregten Gegenstand bis heute noch nicht zugekommen ist.

Goldensiedt, den 9. Dec. 1844.

Vellersen, Vicar.

R e s e r v i r t.

Jüngst ermordete, so erzählt eine Zeitung, ein Lehrkürsch seinen Meister. Der Mörder war nicht ungebildet; nein, er war ein Freund der Bücher; man fand folgende Bücher bei ihm:

1. Räuber Moring, genannt der Hundsfattler.
2. Rinaldo Rinaldini.
3. Der bairische Hiesel.
4. Der Bundesritter, worin das colorirte Bild einer Einrichtung.

Les't, les't, werdet Leser! Ja, les't! Aber fragt: was? was? Und noch einmal: was? — —

(Zahns Schul-Chronik, 1844, N^o 19.)

K i r c h e n n a c h r i c h t.

Vom 14. bis 21. Dec. 1844 sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Keine.

2. Getauft: 346) Johanne Wilhelmine Sophie Janssen, Oldenburg. 347) Elisabeth Wilhelmine Johanne Rebecke Büsing, Oldenburg. 348) Emil Georg Ernst Lichtenberg, Oldenburg. 349) Johanne Catharine Sophie Cerro, Oldenburg. 350) Georg Friedrich Emil Pothhäuser, Heil. Geistthor. 351) Emilie Friederike Auguste Wilhelmine Schipper, Oldenburg. 352) Ein uneheliches Mädchen, Oldenburg.

3. Beerdigt: 240) Schumachermeister Johann Ludwig Hennings, 81 J., Oldenburg. 241) Hinrich Logemann, 40 J. 3 M., Donnerst. 242) Anna Fotes, 4 J. 7 M., Bornhorst. 243) Margarethe Dorothee Meyer, geb. Brüggemann, 52 J., Gerberhof.

G o t t e s d i e n s t i n d e r L a m b e r t k i r c h e.

Am Sonntage, den 22. December.

Vorm. (Anf. 8½ Uhr) Herr Pastor Gröning.
Vorm. (Anf. 10 Uhr) Herr Kirchenrath Claussen.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Hülfsprediger Varelmann.

Am ersten Weihnachtstage, den 25. December.

Vorm. (Anf. 8½ Uhr) Herr Pastor Gröning.
Vorm. (Anf. 10 Uhr) Herr Kirchenrath Böckel.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Hülfsprediger Wallroth.

Am zweiten Weihnachtstage, den 26. December.

Vorm. (Anf. 8½ Uhr) Herr Hülfsprediger Varelmann.
Vorm. (Anf. 10 Uhr) Herr Assistenz-Prediger Rindt.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Claussen.

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Druck und Verlag: Schulz'sche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Sechster Jahrgang.

N^o 52.

Sonnabend, den 28. December.

1844.

Die

Mittheilungen aus Oldenburg re.

werden auch im Jahr 1845 erscheinen und Redaction und Verlags-handlung werden sich bemühen, sich den bisherigen Beifall des Publikums nicht nur zu erhalten, sondern auch ihn immer mehr zu erwerben. Sie rechnen jedoch dabei auf den Beifall des Publikums selbst, der nicht nur durch Einsendung interessanter Beiträge, deren ihnen mehrere bereits zugesichert sind, sondern auch durch vermehrte Theilnahme am Abonnement sich kund geben möge.

Der äußerst billige Preis von 1 R Gold für den ganzen Jahrgang bleibt unverändert; sämmtliche Postämter des Herzogthums einschließlich der Herrschaft Texel nehmen Bestellungen an und liefern den Jahrgang portofrei für 1 R 24 S Gold.

Briefe, veranlaßt durch das Jubiläum der Stadt Oldenburg.

Zweiter Brief.

Du fragst, was denn noch in Beziehung auf den Ursprung Oldenburgs dunkel sei? Ob ich auch die in dieser Beziehung in den Mittheilungen geäußerten Ansichten nicht anerkenne? So wollte ich meine Aeußerung hierüber nicht aufgefasset wissen, ich meinte nur, es liege noch ziemlich, wenigstens für den größeren Theil des Publikums im Dunkeln, wann und von wem Oldenburg eigentlich gegründet sei.

Hamelmann erzählt uns freilich in dem Vorworte zu seiner Chronik, derselbe Herzog Walbert, welcher im Jahre 872 das Stift zu Wildeshausen gründete, habe

Oldenburg gebaut und seiner Gemahlin Alburgis zu Ehren Oldenburg oder Oldenburg genannt und hies auf sich auch eine Stimme in den Mittheilungen hinzudeuten, welche den ohnehin nicht zu großen Jubiläumsenthusiasmus mäßigen und solchen für das in einigen Jahren bevorstehende tausendjährige Jubiläum reserviren wollte. Möglich ist es freilich wohl, aber doch nicht wahrscheinlich, daß diese Angabe richtig ist; denn wenn ich auch die Gründe, die v. Halem in seiner Geschichte (Bd. 1, S. 124) dagegen anführt, daß damals in Sachsen keine Städte gewesen seien und Oldenburg etwa 200 Jahre später noch keine Kirche gehabt habe, nicht für triftig halten kann, da Oldenburg nicht gleich als Stadt gegründet sein wird, und es historisch erwiesen ist, daß Oldenburg schon lange bestand und schon ziemlich bedeutend geworden war, ehe es eine Pfarrkirche erhielt, so steht doch jene Erzählung ganz isolirt da, und wird von keinem Chronisten unter-